

Grundkurs Geistliches Leben XII:

Sakrament des Augenblicks

(Radio Horeb am 9. Dezember 2025)

Der Mensch ist in dem Augenblick zu einem Beter geworden, wo er in und mit seinem ganzen Leben betet. Die Weisung der Heiligen Schrift: »Betet ohne Unterlaß!« deutet Martin Luther so: »Unser Haus, Hof, Acker und alles ist voller Bibel, daß Gott durch seine Wunderwerke nicht allein predigt, sondern auch an unsere Augen klopft, unsere Sinne anrührt und uns gleichsam ins Herz leuchtet, wo wir es haben wollen, wir sollen aufmerken und wahrnehmen.«

Um die Gegenwart Gottes in allen Dingen hat die geistliche Tradition der Kirche immer gewußt. So verlangt z.B. Benedikt vom Cellerar: »Alle Geräte des Klosters und den ganzen Besitz betrachte er wie heilige Altargefäße. Nichts glaube er vernachlässigen zu dürfen.« Dieser Hinweis dürfte eine Anspielung auf einen Text des Propheten Sacharja sein: »An jenem Tag wird auf den Pferdeschellen stehen: Dem Herrn heilig. Die Kochtöpfe im Hause des Herrn werden gebraucht wie die Opferschalen vor dem Altar. Jeder Kochtopf in Jerusalem und Juda wird dem Herrn der Heere geweiht sein« (14,20 f). In der eschatologischen messianischen Endzeit ist also alles heilig; alles steht im Dienst des Herrn. Für Benedikt jedoch ist Gott so intensiv überall gegenwärtig, daß diese Gegenwart schon jetzt alles ergreift.

Wie sehr diese Gegenwart Gottes den Alltag des Glaubenden bestimmt - bis in die ganz gewöhnlichen Vollzüge -, will eine chassidische Erzählung verdeutlichen: »Daß ich zum Maggid fuhr, war nicht, um Lehre von ihm zu hören, nur um zu sehen, wie er die Filzschuhe aufschnürt und wie er sie schnürt.« Schon im Schnüren der Schuhe war der Maggid mit Gott verbunden, und die Art seiner Bewegung spiegelte das Ruhen in Gottes Gegenwart wider. So soll im Folgenden die Rede sein von der Gegenwart Gottes in allen Dingen, aber auch von den »Wandlungen Gottes« (E. Barlach), durch die »der Augenblick nur jeweils ein gewandeltes Fragment der Ewigkeit ist« (R. Bultmann).

1. Der Freund vom Lieben Gott

Wer in die Nachfolge Jesu eintritt und ein Leben in der Kraft des Heiligen Geistes führt, weiß um das Ziel und »das eine Notwendige«: es ist die Freundschaft des Herrn. Von ihr spricht eine kleine Begebenheit, die vom Gebet eines Vierjährigen erzählt wird. Er betete:

»Lieber Gott, mach doch bitte, daß morgen der Schornsteinfeger kommt!« Am nächsten Tag stand der Schornsteinfeger »zufällig« und außerplanmäßig in der Tür. Der kleine Junge fand das aber ganz selbstverständlich: »Ich bin eben der Freund vom Lieben Gott!« In die erstaunten Gesichter der Erwachsenen, die Zeugen seines Abendgebetes gewesen waren, ergänzte er sogleich: »... und ihr seid bloß Leute!«

Paulus erzählt im vierten Kapitel des Philipperbriefes, wie er die Freundschaft mit Christus für sich erfährt und wie er »Freund vom Lieben Gott« ist: »Ich habe mich im Herrn besonders gefreut, daß ihr Eure Sorge für mich wieder einmal entfalten konntet. Ich sage das nicht, weil ich etwa Mangel leide, denn ich habe gelernt, mich in jeder Lage zurechtzufinden. Ich weiß Entbehrungen zu ertra-

gen, ich kann im Überfluß leben. In jedes und alles bin ich eingeweiht - in Sattsein und Hungern, in Überfluß und Entbehrung. Alles vermag ich durch den, der mir Kraft gibt« (Phil 4,12-13).

»In allem komme ich zurecht«, denn in allen Extremen des Lebens, in Hunger und Entbehrung, in Freiheit und Fesseln weiß er um das letzte Ziel seines Lebens, das ihm nicht mehr genommen werden kann, auch nicht durch Fesseln, denn sie ketten ihn nur noch tiefer an den, an den er schon gebunden ist. Er hat einen solchen Grad innerer Freiheit erreicht, daß er - um es mit einem aus dem Französischen stammenden Wort zu sagen - »in den Fesseln tanzen« kann. Jesus ist für Paulus der neue Bezugspunkt geworden, in dem alle Fäden seines Lebens zusammenlaufen. Jede Situation ist für Paulus ein Begegnungs-ort mit dem auferstandenen Jesus, der ihm in jedem Augenblick seiner Arbeit, seines Apostolates und seiner Verfolgungen entgegenkommt und dessen Antlitz sich in Armut und Reichtum enthüllt. Was Paulus erfährt, haben viele Menschen nach ihm in der Nachfolge des Herrn gefunden: die Freundschaft des Herrn, der »in allen Dingen« des Lebens gegenwärtig ist. Was sie alle in ihrem Leben erkannt haben, faßt der heilige Vinzenz Palotti in die Worte: »Suche nach Gott, und du wirst ihn finden. Suche ihn immer, und du wirst ihn überall finden!«

Wer in allen Situationen des Lebens aus dem Wissen um die Gegenwart Gottes leben möchte, braucht nicht ständig an den Herrn zu denken und den Blick auf ihn zu lenken. Vielmehr muß er vieles tun, ohne daß er an Gott denkt; doch das heißt nicht, daß es ohne Gott getan wird. Das Leben in Gottes Gegenwart bleibt bestehen, auch wenn das Gebet und der ausdrückliche Kontakt mit ihm verlassen werden, wie der Spruch einer bayerischen Wallfahrtskirche sagt: »Sag nicht 'Willkommen', wenn ich komme, noch 'Lebe wohl', wenn ich gehe, denn ich komme nicht erst, wenn ich komme, und gehe nimmer, wenn ich gehe.«

2. Das Ganze im Fragment

»Wenn ihr alles getan habt, dann sagt: Unnütze Knechte sind wir« (Lk 17, 10). Dieses Wort Jesu wird im Alltag meist anders erfahren: den ganzen Tag über nur Hektik und am Abend nichts erreicht! Doch das Unnützsein, das Jesus meint, ist fern von jeglicher Art an Depressionen, Selbstvorwürfen; es ist auch nicht Anlaß zu immer größerer Leistung, sondern läßt das Eigentliche aufleuchten: Keiner ist gerettet und erlöst durch das, was er tut. Das Tun ist vor Gott keine Legitimation und keine Existenzberechtigung, denn: »Nicht wer sich selbst empfiehlt, ist bewährt, sondern der, den Gott empfiehlt« (2 Kor 10,18). Die Empfehlung Gottes, von der Paulus spricht, führt den Glaubenden zum Anerkennen der eigenen Grenzen und Möglichkeiten und läßt im Leben mit Gott den »kleinen Weg der Vollkommenheit« gehen, über den der heilige Franz von Sales schreibt:

»Wenn dein Herz erschrickt bei dem Gedanken, daß du auf die hohe See hinausfahren sollst, dann bleibe auf dem Lande, wo du festen Boden unter den Füßen hast. Laß deinen Platz mit Maria zu Füßen des Herrn sein, und wenn du dich klein fühlst, dann strebe nicht nach großen und leuchtenden Tugenden. Denn es gibt Tugenden, zu denen du hinaufsteigen, und solche, zu denen du hinabsteigen mußt. So steige denn hinab und lerne die Geduld der Demut, die Sanftheit, die Nächstenliebe und das heilige Verstehen unserer Schwachheit.«

Es ist nicht immer leicht, sich mit dem kleinen Weg zur Vollkommenheit abzufinden; der eigene Stolz sucht den großen Weg der Visionen, Ekstasen und außerordentlichen Taten der Nachfolge. Doch bei Gott erhält das Fragment des Lebens einen unendlichen Wert, eine Lebenserfahrung, die

Dietrich Bonhoeffer im Gefängnis auf besonders deutliche Weise lernen mußte: »Das Unvollendete, Fragmentarische unseres Lebens empfinden wir besonders stark. Aber gerade das Fragment kann ja wieder auf eine menschlich nicht mehr zu leistende höhere Vollendung hinweisen [...]. Wenn auch die Gewalt der äußeren Ereignisse unser Leben in Bruchstücke schlägt [...], so soll doch möglichst sichtbar bleiben, wie das Ganze geplant und gedacht war, und mindestens wird immer noch zu erkennen sein, aus welchem Material hier gebaut wurde oder werden sollte.«

Nicht aus sich selbst heraus ist der Glaubende in der Lage, das Fragmentarische im eigenen Leben annehmen zu können, vielmehr empfängt er das Ganze im Fragment - als Geschenk und aus reiner Gnade. Denn der Erlöste hat sich seine Freiheit nicht erkämpft, sondern sie ist ihm geschenkt worden; unverdient und »umsonst« ist der Christ befreit von allen Zwängen seines Lebens und frei geworden für ein neues Handeln in dieser Welt.

3. Contemplativus in actione

Die angebotene Freundschaft des Herrn und die Annahme des Fragmentarischen im eigenen Leben sind für den Menschen kein Freibrief, die Dinge laufen zu lassen, sondern er muß wählen: »Ich habe euch heute vorgelegt das Leben und den Tod [...]. Wähle also das Leben, damit du lebst« (Dtn 30,19).

Zu »wählen« hat der einzelne in den großen Entscheidungen seines Lebens, aber auch in den kleinen alltäglichen Entschiedenheiten, die nötig werden in der Begegnung mit den Mitmenschen, in den Gesprächen, im lebendigen Zeugnis der Arbeit und im alltäglichen Tun des Werktags. Gegen den heiligen Bernhard von Clairvaux hat der heilige Norbert gezeigt, daß die Mühen des Alltags und des Apostolates genauso gut der Vereinigung mit Gott dienen können wie die passiven Reinigungen und Prüfungen der Kontemplation, und für Thomas von Aquin sind die Gaben des Geistes sowohl auf das kontemplative wie auch auf das aktive Leben gerichtet. Der Weg des Gebetes und der Kontemplation ist nicht an sich schon der »vollkommenere« und »bessere« (vielleicht auch nicht der sicherere) Weg zu Gott. Dies weiß die geistliche Tradition der Kirche auf vielfältige Weise zu bezeugen; einige Beispiele seien kurz angeführt.

1) In einem frühfranziskanischen Mysterienspiel geschieht folgendes: »Nachdem sie (die Herrin Armut) sehr ruhig und doch mäßig geschlafen hatte, stand sie eilends auf und bat, man möge ihr das Kloster zeigen. Die Brüder führten sie auf einen Hügel, zeigten ihr die ganze Welt, soweit man sehen konnte, und sprachen: Herrin, das ist unser Kloster: die Welt!« Nach diesem Text besteht nicht nur kein Gegensatz zwischen universaler Sendung und klösterlichem Dasein, sondern eine Identität. Das Kloster ist die Welt, die Welt das Kloster. Nach der franziskanischen Lebensform ist »Kloster« die Form der Kontemplation, die überall möglich und auch gefordert ist. Die Welt ist das Kloster des Franziskaners, der Ort seines Betens, Meditierens, seines religiösen Lebens.

1225, also ein Jahr vor dem Tod des hl. Franz, fragt man Bruder Jordan von Giano, ob man den Brüdern in Erfurt ein Kloster bauen soll. Er kann darauf weder ja noch nein sagen, denn er weiß nicht, was ein Kloster ist. Für Franziskus selber ist die »Zelle« weniger ein Strukturprinzip als ein Lebensprinzip: »Wenn ihr auf Wanderschaft seid, so sei euer Wandel so ehrenwert, als ob ihr in einer Einsiedelei oder in einer Zelle geblieben wäret. Denn wo immer wir auch sind und wandeln, haben wir die Zelle bei uns. Denn Bruder Leib ist unsere Zelle und die Seele ist die Einsiedlerin, die

zum Gebet und zur Meditation darin weilt. Wenn daher die Seele nicht in der Ruhe und in der Einsamkeit in ihrer Zelle bleibt, nützt eine religiöse, von Hand gemachte Zelle wenig.« Was mit Zelle gemeint ist, ist überall und immer zu leben. Sie ist ein Lebensprinzip, das sich in verschiedenen Strukturen ausdrücken kann.

2) Ähnliche Gedanken finden sich auch in der ignatianischen Spiritualität. Am 20. September 1548 erhält Franz Borja, der schon 1546, nach dem frühen Tod seiner Gattin, im geheimen in die Gesellschaft Jesu aufgenommen worden ist, aber den offenen Eintritt bis zur Regelung aller familiären Angelegenheiten aufschieben muß, von Ignatius einen Brief, in dem es heißt: »Ich möchte es für besser halten, insoweit ich mir über Eure Durchlaucht in unserem Herrn ein Urteil bilden kann, wenn Sie die Hälfte der Gebetszeit für das Studium [...] auf die Staatsgeschäfte oder für geistliche Gespräche verwenden. Denn ohne Zweifel ist mehr Tugend und Gnade darin, sich seines Herrn in verschiedenen Geschäften und an verschiedenen Orten freuen zu können, als eben nur an einem (nämlich im Gebet).«

Der Beter soll nach Ignatius die Gegenwart Gottes in allen Dingen suchen und finden. Diese Art zu »betrachten« ist leichter, »als wenn wir uns zu geistlichen Gegenständen mehr abstrakter Art erheben wollten, in die wir uns doch nur mit Mühe hineinversetzen können.«

Ignatius geht noch weiter, wenn er sagt, man könne und solle die Arbeit zu dem eigentlichen Gebet machen, »weil auch das Arbeiten ein Gebet ist«. Gebet und Arbeit sind gemeinsam das eine geistliche Tun, »das Gebetsleben wird gepflegt in der Arbeit«, wie ein früher Gefährte des Ignatius sagt. Aber nicht nur das Gebet befruchtet die Arbeit, sondern die Arbeit läßt auch das Gebet zu immer größerer Tiefe und Fruchtbarkeit wachsen: »So muß also unser Gebetsleben sein: daß es all unser Wirken leite, ehre, ihm innere Gottesfreude und Kraft gebe im Herrn. Unser Arbeiten aber soll das Beten wachsen lassen, ihm Kraft und heilige Frömmigkeit verleihen.«

Über das innere Verhältnis von Arbeit und Gebet schreibt Ignatius an anderer Stelle: »Es wäre gut, er machte sich einmal klar, daß Gott sich des Menschen nicht nur dann bedient, wenn er betet; sonst wären allerdings alle Gebete zu kurz, wenn sie weniger als 24 Stunden am Tag dauerten, [...] der Mensch muß sich ja, soweit er nur kann, Gott hingeben. In Wirklichkeit aber bedient sich dieser bisweilen anderer Dinge mehr als des Gebets; und manchmal läßt er zu, daß man ihretwegen auf das Gebet verzichtet, und öfter noch, daß man es abkürzt. Gewiß muß man also beten und nicht ablassen; aber in einem vernünftigen Sinn, so wie es die Heiligen und Gottesgelehrten verstanden haben.«

Ignatius, obgleich selbst Mystiker und Mann des Gebetes, verpflichtete seine Gefährten nicht zu langen Gebetszeiten oder gar zu der damals selbstverständlichen Praxis des gemeinsamen Chor- gebetes. Er wollte seine Gefährten frei wissen für die jeweils notwendige Arbeit; die zur Verfügung stehende Zeit sollte dafür verwendet werden, in vielfacher Weise tätig zu sein für die Ausbreitung des Reiches Gottes und das Heil der Menschen. Weil Gott in allem wirkt und »sich abmüht«, ist das Handeln beseelt von dem Wissen um die Allgegenwart Gottes, die die einzige und auch ausreichende Triebfeder für alles apostolische Wirken ist. Das ignatianische Ideal ist nicht Kontemplation und Aktion, sondern die Einheit von beidem in einer auf Tätigkeit ausgerichteten Lebensweise.

Dabei ist Ignatius weit davon entfernt, das Gebet zu verdrängen oder gering zu achten. Es fiel ihm nie ein, Zeiten des ausdrücklichen Gebetes zu schmälern, denn er weiß um die Gefahr, unter der Last einer schweren Arbeit zu resignieren oder in bloße Betriebsamkeit und Hektik abzusinken. Das

Gebet soll nicht verdrängt werden, sondern eine ganz besondere Gestalt annehmen, es soll dahin münden, daß alles, was getan wird, sowohl in die Gottesbeziehung hineingenommen wie auch von ihr inspiriert und geprägt wird.

3) Noch ein letztes Beispiel sei angeführt: Vinzenz von Paul. Er sagte einmal folgendes: »Die Kirche hat in ihrer Barmherzigkeit schon genügend Einsiedler, zu viele nutzlose Elemente und mehr noch von denen, die zu ihrer Spaltung beitragen: doch ihr fehlen dringlich Männer, die vom Evangelium erfüllt sind, die die Kirche reinigen...«

Und ferner: »Das apostolische Leben ist wertvoller als die Einsamkeit der Kartause, sonst hätten es auch Johannes der Täufer und Jesus selbst nicht bevorzugt, wie sie es taten, als sie die Wüste verließen, um dem Volke zu predigen: ganz abgesehen davon, daß das apostolische Leben die Betrachtung nicht ausschließt, sondern sie vielmehr beinhaltet und sie benötigt, um besser die ewigen Wahrheiten zu kennen, die es verkündigen muß; und im übrigen ist es dem Nächsten mehr von Nutzen, den wir wie uns selbst lieben und ihm folglich in irgendeiner Weise helfen müssen, was die Einsiedler nicht machen.«

Dann faßt er alles zusammen in die Worte: »Unser ganzes Werk besteht in der Tätigkeit. Wie bei Franz (von Sales) ist das Gebet kein Hindernis, sondern geradezu die innere Erfüllung des Tuns. Die Betrachtung ist ein inneres Moment des apostolischen Wirkens selbst, bzw. dieses Wirken drängt sich als Ort der Betrachtung auf, ohne besondere Betrachtungszeiten überflüssig zu machen.«

4. Allein die Liebe genügt

In der Nachfolge und Freundschaft Jesu lernt der einzelne, das Richtige und einzig Notwendige zu erspüren, indem er immer wieder auf Gott hört, d.h. betet, um sinnvoll und im Einklang mit dem Willen Gottes zu handeln. Für den Christen geht es nicht darum, irgendetwas für Gott zu tun, sondern er muß das Richtige tun, das, was Gott aufträgt. »Ich will einfach das tun, was Dein Finger in mein Herz geritzt hat!«, betet der Gaukler Pamphalon in Leskovs Novelle, und bei Marie Luise Kaschnitz heißt es im Tutzinger Gedichtkreis: »Verlangen wirst Du, daß wir, die Lieblosen dieser Erde, Deine Liebe sind, die Häßlichen Deine Schönheit, die Rastlosen Deine Ruhe, die Wortlosen Deine Rede, die Schweren Dein Flug.«

In einer Welt, die viel stärker vom Materialismus als vom Christentum durchdrungen ist, ist der Beter ein Entdecker. Er zieht sich nicht aus der Welt zurück; er erklärt sich vollkommen solidarisch mit ihr. Er entdeckt, daß heute wie auch gestern Gott »vermißt gemeldet« wird von Mensch und Gesellschaft. Gleichzeitig sieht er, daß Gott insoweit da sein wird, als die Glaubenden ihn vergegenwärtigen. Wer betet, entdeckt, daß er verantwortlich ist für das Wachsen Christi in dieser Welt, denn Er hat keine anderen Füße, um zu den Menschen zu gehen, als die unsrigen, und Er hat keinen anderen Mund, um sein Wort zu verkünden, als unser Wort. Deshalb ist der Alltag ein Weg zu Gott, der »kurze Weg zur Vollkommenheit«, über den Kardinal Newman am 27. September 1856 schrieb:

»Nach den Worten Heiliger brauchen wir, um vollkommen zu sein, nichts weiter zu tun, als die gewöhnlichen Pflichten des Tages gut zu erfüllen. Ein kurzer Weg zur Vollkommenheit - kurz, nicht weil er leicht zu gehen, sondern weil er zweckdienlich und klar ist. Es gibt keine kurzen, aber sicheren Wege zur Vollkommenheit. Ich glaube, diese Lehre ist von großem praktischen Nutzen für

uns. Es ist leicht, von der Vollkommenheit verschwommene Vorstellungen zu haben, die oft genug dazu dienen, über sie zu reden, wenn wir ihr nicht nachstreben wollen. Sobald aber der Mensch ernstlich nach ihr verlangt und sie so zu suchen beginnt, wird ihn nur das befriedigen, was erreichbar und klar vor ihm liegt und ihm eine Richtung weist, sie zu üben. Wir müssen im Auge behalten, was unter Vollkommenheit zu verstehen ist. Sie bedeutet nicht etwas Außerordentliches, etwas Ungewöhnliches oder geradezu besonders Heldenhaftes - nicht alle haben Gelegenheit, Helden oder Märtyrer zu werden -; Vollkommenheit bedeutet, was das Wort im gewöhnlichen Sinne besagt. Vollkommen heißen wir etwas, das fehlerlos, vollständig, dauerhaft und gesund ist - wir meinen das Gegenteil von unvollkommen. Da wir sehr gut wissen, was Unvollkommenheit im religiösen Leben ist, zeigt uns der Gegensatz, was Vollkommenheit ist: Der also ist vollkommen, der sein Tagewerk vollkommen vollbringt. Mehr brauchen wir nicht zu tun, um nach Vollkommenheit zu streben. Wir brauchen über den Kreis der täglichen Pflichten nicht hinauszugehen.«

Im Alltag werden die wesentlichen Grundhaltungen dieses »Weges zur Vollkommenheit« eingeübt, Tugenden, die nicht großartig und außergewöhnlich erscheinen und dennoch unendlich kostbar sind, weil sie auf den Weg mit Gott führen und den Alltag zu einem Zeichen des Heiles und einem »Sakrament der Gottesbegegnung« machen. Einige dieser Alltagstugenden seien im Folgenden beispielhaft für viele andere kurz angeführt.

Die umfassendste Liebestat im eigenen Leben ist zunächst die der Geduld, der Geduld mit sich selber, mit dem Nächsten und mit Gott. Um diese Geduld rang Franz Kafka ein Leben lang, dieser sehnsüchtig Suchende und Ungeduldige vor den ihm tragisch verschlossenen Toren des Lebens. Er bezeugt den Wert der Geduld und mißt sich an ihrem Mangel, wenn er sagt:

»Es gibt zwei menschliche Hauptsünden, aus welchen sich alle anderen ableiten: Ungeduld und Lässigkeit. Wegen der Ungeduld sind die Menschen aus dem Paradies vertrieben worden; wegen der Lässigkeit kehren sie nicht zurück.«

Tatsächlich verdirbt Ungeduld alles: Der Mensch hat zwar den Schlüssel zum Paradies, aber er findet in der Hast des Lebens nicht das Schlüsselloch.

Geduld bedeutet nicht Passivität, sondern Wachsein und Stillehalten. Geduldig waren die klugen Jungfrauen im Gleichnis Jesu, die mit gefüllten Öllampen still, aber aufmerksam dem Bräutigam entgegenwachten. Geduld haben heißt: wach sein, um im rechten entscheidenden Augenblick das kostbare Gut ergreifen zu können. Erst aus der Haltung der Geduld ergibt sich das rechte Tun.

Mit der Geduld eng verbunden ist die Treue. Sie bedeutet, die Gegenwart in das Morgen einbringen. Schnelle Reaktionen (Zorn, Haß) opfern oft das Bleibende zugunsten des schnell Vorübergehenden. In der Geduld überbrückt der Mensch Brüche und Sprünge, die Affekte hervorrufen, und schafft in Treue Wege in das Morgen. Treue und Geduld gelten den anderen, doch nicht zuletzt uns selber, wie Franz von Sales hervorhebt: »Zwar sollen wir für die Menschen in Geduld ein großes Verstehen haben. Vergiß aber nicht: auch du bist ein Mensch. Darum mußt du dieses Verstehen in heiliger Güte auch dir selbst entgegenbringen. Du sollst nicht in zornige Ungeduld gegen dich und deine Unvollkommenheiten verfallen. Wohl sollst du tiefes Leid über deine Fehler im Herzen tragen, aber nicht nagenden Kummer voll Unlust und seelischer Selbstzerfleischung. Die solches tun, nähren den Zorn in ihrem Herzen - und vielleicht stammt dieser Zorn in seinem tiefsten Grunde aus der Eigenliebe, die bitter empfindet, daß wir solche unvollkommenen Menschen und so unvollkommen sind.«

Geduld und Treue lassen sich durchhalten, wenn Hoffnung besteht. Das Wort »contra facta non

valent argumenta« kann umgewendet werden in: »contra spem non valent facta«, denn jede Gegenwart hat für den Christen eine Zukunft, auch wo andere schon alle Hoffnung aufgegeben haben. Der Christ lebt aus dem Erbarmen und aus der Geduld Gottes, der ihn beten läßt: »Gib uns heute unser tägliches 'Vielleicht'!« - Vielleicht kann ich mich doch ändern! Vielleicht kann der andere doch anders sein! Vielleicht gibt es noch einen Ausweg für mich!

Wer Menschen ausbilden oder geistlich begleiten muß, ist - mehr als andere - auf besondere Weise zum Dienst der Hoffnung berufen. Jedem dieses hoffnungsvolle »Vielleicht« nicht vorzuenthalten, kann der erste christliche Samariterdienst sein.

Hoffnung und Geduld zeigen sich in der Treue zum Kleinen, wie Johannes Paul I. in seinen »Briefen an Persönlichkeiten« zum Ausdruck bringt. In einem sehr persönlich gefaßten Brief des Papstes an Jesus von Nazareth ist diese Konkretheit angesprochen: »Du wolltest, daß man das Gute bis ins Detail ausführt [...] übrigens hast Du immer darauf geachtet, die Dinge nicht halb zu tun.«

Wir sagen: »Der Ton macht die Musik.« So ist im Leben nicht nur das Was entscheidend, sondern auch das Wie. Hier zeigt Jesus eine aufmerksame Sorgfalt »bis ins Detail«: Nach der Brotvermehrung sollen die Überreste gesammelt werden, damit nichts verderbe (Joh 6,12). Als er die Tochter des Jairus ins Leben zurückgerufen hat, kümmert er sich darum, daß das Mädchen gleich zu essen bekommt. Nicht nur Petrus ist ihm wichtig, sondern auch dessen Schwiegermutter... Bis ins Detail gibt, wer alles gibt, schreibt Dom Helder Camara:

*Das äußerste geben.
Immer mit dem Herzen arbeiten
und mit ganzem Herzen,
ob es sich darum handelt,
ein Raumschiff
zu den Sternen zu führen
oder einen
einfachen Punkt mit dem Bleistift
zu zeichnen.*

Treue und Geduld bis ins Detail, das gilt auch für den Akt der Selbstannahme. Wer sich und andere ohne Neid und Mißgunst bejahen möchte, dem sagt M.L. King: »Kannst du nicht Baum auf dem Berge sein, so sei ein Gebüsch im Tal, aber sei das beste Gebüsch weit und breit! Kannst du nicht Sonne sein, so sei ein Stern! Kannst du nicht Straße sein, so sei ein Pfad! Sei, was du bist, aber das sei ganz - mit vollem Ja!«

Wer in Geduld und Treue zu sich selber lebt, konzentriert sich auf den nächsten Schritt, er macht sich keine Sorgen um die Zukunft, sondern kann alle Angst fallen lassen.

In dem modernen Märchen-Roman »Momo« wird erzählt von Beppo, dem Straßenkehrer, der eine sehr lange Straße zu kehren hat. Weil sie so unendlich lang ist, fängt er an, sich zu eilen. Und jedesmal, wenn er aufblickt, sieht er, daß es gar nicht weniger wird. - Er strengt sich an, bekommt es sogar mit der Angst zu tun, gerät außer Puste und kann nicht mehr. Dann aber besinnt er sich und sagt zu sich selbst: »Man darf nie an die ganze Straße auf einmal denken, sondern immer nur an den nächsten Atemzug, an den nächsten Besenstrich«. Langsam bekommt er sogar Freude am Kehren und macht eine bedeutsame Entdeckung, wenn er am Ende bekennt: »Auf einmal merkt

man, daß man Schritt für Schritt die ganze Straße gemacht hat. Man hat gar nicht gemerkt wie, und man ist nicht außer Puste.« Das Ja zum nächsten Schritt genügt, um seinem eigenen Leben Eindeutigkeit und Wahrhaftigkeit zu geben.

Die kleinen Schritte der Geduld und Treue zu sich und den anderen sind immer wieder Schritte der Liebe; sie allein genügt. *Klaus Hemmerle* zeigt in einer kleinen Lebensschule den Weg der Liebe; wer sie einübt, wird lieben, wie Er uns geliebt hat:

1) Immer als erster lieben. Liebe ist so sehr Gottes Wesen, daß ich nur dann liebe, wenn ich wie er grundlos als erster liebe. Liebe findet nur statt, wenn ich anfangen und nicht (ab-)warten, bis die Voraussetzungen erfüllt sind. Liebe fängt nur mit Liebe an, denn die Liebe besteht nicht darin, daß wir Gott geliebt haben; er hat uns zuerst geliebt.

2) Immer und alle lieben. Liebe ist keine Sonderaktion, kein Gipfel sittlicher Anstrengung oder geistliche Ergriffenheit. Lie-be kennt keine Ferien; sie kennt so wenig Unterbrechungen, wie das Leben Unterbrechungen duldet. Liebe ist unteilbar; solange ich einen von meiner Liebe ausschließe, liebe ich nicht.

3) Liebe bis zum Ende, bis zum letzten. Liebe kennt kein: bis hierhin und nicht weiter! Es gibt keine Erkenntnis und keine Erfahrung, welche die Liebe falsifizieren könnte; vielmehr umhüllt die Liebe alles milde, »sie glaubt alles, sie hofft alles, sie duldet alles« (1 Kor 13,7). Die Liebe erwartet nichts, sie benutzt den andern nicht, sondern schenkt einfach, absichtslos. Was die Liebe im letzten erreicht, ist allein Gottes Sache (aber kein Brosamen Liebe kann verlorengehen, denn Gott selbst ist Liebe), und welche Frucht die Liebe bringt, darf getrost dem Urteil und der Freiheit Gottes überlassen sein, dem die Liebe gilt.

4) Nicht Liebe haben, sondern Liebe sein. Es geht nicht darum, zu leben und Eigenschaften zu haben und unter ihnen auch die Eigenschaft Liebe; geliebt wird, wo die Liebe alles in sich verwandelt, wo sie der Rhythmus, der Gang, die Mitte des Lebens und Wesens von allem wird: dann liebt der Mensch wie Gott liebt, wie Jesus liebt.

Im Blick auf die Grundhaltungen, die den Alltag zu einem Gebet des Lebens werden lassen, erweisen sich die kleinen und alltäglichen Dinge und Wege des Lebens als ein »Weg der Vollkommenheit«, denn alles bekommt hier vor Gott einen Ewigkeitswert. Keine Liebestat ist vergebens, keine Treue vergessen, kein Zeichen der Hoffnung übersehen und keine Tat in Geduld verloren. Jedem ist im Alltag das Wort Gottes zugesprochen: »Der Ort, wo du stehst, ist heiliger Boden« (Ex 3,5); eine Wahrheit, die J.P. de Caussade vom »Sakrament des Augenblicks« sprechen ließ, denn der Augenblick ist das Tor zur Begegnung mit Gott.